EITHNE SHORTALL

Weil wir Träume haben

EITHNE
SHORTALL

Weil wir Träume haben

ROMAN

Aus dem Englischen
von Janine Malz

DIANA

Die Zitate auf den Seiten 27, 42, 96, 105f, 355, 430 und 436
stammen aus *Weihnachtslied: Eine Gespenstergeschichte*
von Charles Dickens, übersetzt von Richard Zoozmann.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Von Eithne Shortall sind im Diana Verlag erschienen:
Liebe in Reihe 27
Weil wir Träume haben

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 12/2019
Copyright © 2018 by Eithne Shortall
Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
Grace after Henry bei Corvus,
an imprint of Atlantic Books Ltd., London
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Ingola Lammers
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik·Design, München
Umschlagmotiv: © 159 Watercolor flowers & florals
© Julia Dreams / Creativemarket
Birds a flower © Vector / Creativemarket
Herstellung: Helga Schörnig
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-29231-4

www.diana-verlag.de
Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

Für Colm

Tsss«, Grace zückte ihr Notizbuch. Umständlich fummelte sie einen Kugelschreiber aus der Hosentasche ihrer Jeans.

»Feuchte Wände«, murmelte sie wie zu sich selbst, aber absichtlich laut genug, dass es auch die beiden Pärchen hörten, die ebenfalls dieses Bad inspizierten, in dem die Zeit stehen geblieben zu sein schien, und auch der Zeitgeist hatte hier offenbar nicht Einzug gehalten, wie an der Auslegware unschwer zu erkennen war: abgewetzter, ausgeblichener blauer Teppich, ähnlich jenem, der einst das Schlafzimmer ihrer Großmutter zierte, war überall rings um die Badewanne an den Boden getackert. Grace sah von der avocadofarbenen Toilette hoch. Sie schüttelte den Kopf. »Dünne Giebelwand.«

Im Spiegel über dem Waschbecken beäugte sie die anderen Wohnungssuchenden. Ein Paar inspizierte gerade das Stück Dach, das Grace ganze zwei Minuten stirnrunzelnd angestarrt hatte, und die Frau des anderen Paares blickte panisch zu ihrem Partner, der sie jedoch gar nicht wahrnahm, da er völlig in die Begutachtung des Boilers vertieft war. Männer waren verrückt nach Boilern.

»Den muss man wohl austauschen lassen«, sagte Grace, die sich neben ihn stellte und einen Blick in den Wand-

schrank warf. »Der wurde seit dem Goldenen Zeitalter der Beatles nicht mehr benutzt, zumindest hat das der Makler vorhin erwähnt.«

Grace, die keinerlei Ahnung von Boilern hatte geschweige denn davon, ob Bäder überhaupt Giebelwände hatten, schenkte ihm ein mitleidiges Lächeln und schlenderte aus dem ekligen 1970er-Jahre-WC in die 1970er-Jahre-Küche.

Wahrscheinlich war es gar nicht mehr notwendig, die Konkurrenz zu vergraulen. Grace und Henry hatten vorige Woche für ein Reihenhäuschen am Ende der Aberdeen Street den Zuschlag erhalten. Es lag direkt neben dem Phoenix Park, wofür es bei Henry gleich mehrere Pluspunkte erntete, und auch wenn das Gästebad klein ausfiel, hatte es die Art geräumige Einbauküche, die Grace daran erinnerte, weshalb sie Köchin geworden war. Beide hatten sich sofort in das Haus verliebt. Aber sie hatten auch bereits mehrere Absagen kassiert. Während Henry – der überzeugt war, dass es für sie bestimmt war – die entgültige Zusage für das Haus in der Aberdeen Street abwarten wollte, hielt Grace es für klüger weiterzusuchen. Nur zur Sicherheit.

Sie sah auf ihr Handy: 17:45 Uhr; noch immer keine Nachricht. Ihm blieben noch fünfzehn Minuten, um herzukommen. Henry war Meister darin, immer kurz vor knapp aufzutauchen. Grace hingegen hatte überpünktlich um 17:20 Uhr, ganze zehn Minuten bevor der Immobilienmakler eintreffen sollte, unter dem »Zu verkaufen«-Schild des Reihenhauses im Stadtteil East Wall gestanden. Auch wenn sie sich weigerte, sich in die Schlange einzureihen. Denn sie wusste, dass sowieso alle hineinstürmen würden, sobald die Tür aufging.

Ein älteres Paar verließ gerade die Küche, als sie hineinging. Grace erhaschte den Blick der Frau. *Was für ein Loch*,

hoffte sie ihr zu vermitteln. *Montag kaufst du die Bruchbude, und Dienstag bricht sie bereits über dir zusammen.*

Eigentlich war das Haus gar nicht so übel. Abgesehen von der psychedelischen Einrichtung und der aus Grace' Sicht zu kleinen Küche, hatte es immerhin einen ausgebauten Dachboden und keine echten Anzeichen von feuchten Wänden. Es war ratsam, sich ein paar Optionen offenzuhalten.

»So darfst du nicht denken«, hatte Henry an diesem Morgen unter der Decke gestöhnt und versucht, sich vor einer erneuten Besichtigung zu drücken. »Wir suchen jetzt schon zehn Monate. Haben wir damit nicht unser Soll erfüllt? Wir haben doch unser Haus gefunden. Ich habe keine Lust, mir noch eins anzuschauen.«

»Tja, ich auch nicht, aber die Wirklichkeit …«

»Wirklichkeit«, schnaubte Henry verächtlich und griff nach Grace' nacktem Bein, als sie ihm erneut auswich. »Womöglich beschwören wir sonst das Gegenteil herauf, indem wir weitersuchen. Das mit der Aberdeen Street klappt, ich sag's dir. Ich hab das im Gefühl.«

Grace, die halb angezogen auf dem Teppich aus Zeitungen stand, der für gewöhnlich Henrys Bettseite pflasterte, nahm die Zahnbürste aus dem Mund. »Lass mich raten: Weil es Schicksal ist?«

»Genau. Und ich hab so ein Gefühl, dass ein anderer Teil unseres Schicksals damit zu tun hat, dass wir unbedingt die Originalfassung von *Mad Max* schauen sollten, die heute Abend einmalig im Savoy läuft.«

»Weißt du, wie oft so ein Hauskauf letztlich nicht zustande kommt?«

»Nein.« Er schob die Bettdecke bis zum Bauch hinunter. »Aber ich wette, du weißt es.«

»In einem von vier Fällen. Und besonders häufig passiert es Leuten, die zum ersten Mal ein Haus kaufen. Was, wenn wir das Haus in der Aberdeen Street nicht kriegen?«

»Du meinst Aber-*dream* Street.«

Nun musste Grace lächeln. »Ich bin ja auch in das Haus verliebt, aber wir können nicht nur auf ein Pferd setzen. Solange wir nicht die Schlüssel haben, müssen wir weitersuchen.«

»Du hast ja recht. Ich werde da sein, bevor die Besichtigung zu Ende ist«, sagte er, als er sie endlich am Bein erwischte und ins Bett zog. »Wieso setzt du zur Abwechslung nicht mal auf *dieses* Pferd?«

»Haha, sehr witzig.« Grace hielt ihre Zahnbürste in die Luft, damit sie nicht die Bettdecke vollschmierte, ließ sich aber unter die Decke ziehen.

»Gott, Grace! Du hast ja eiskalte Beine!«

»Natürlich sind sie eiskalt. Ich war ja auch im Bad.«

»Wenn wir erst einmal unser eigenes Bad haben, haben wir einen richtigen Lüfter, nicht nur ein Loch in der Wand. Und einen Toilettenkasten, der sich selbst füllt … *ohne nachzuhelfen*.«

»Ein Traum wird wahr«, entgegnete sie todernst, ehe er den Arm unter der Decke hervorstreckte und sie überrumpelte. »Hey! Gib sie zurück! Steck sie ja nicht in den … Ihhh! Du bist echt eklig, Henry Walsh. Besorg dir gefälligst deine eigene Zahnbürste.«

Grace schob die Flowerpower-Gardinen beiseite und schaute aus dem vorderen Schlafzimmer des Reihenhäuschens hier in East Wall. 17:52 Uhr. Die Wohnungssuchenden zogen allmählich ab; einige gingen auf die andere Straßenseite, um einen besseren Blick aufs Dach und die

Regenrinne zu haben, während andere direkt zum Auto strebten. Es sah nach Regen aus, und noch immer keine Spur von Henrys Fahrrad.

Bestimmt würde er eintreffen, wenn die letzten verbliebenen Interessenten gerade hinausgescheucht wurden, würde sich durch sein vom Helm platt gedrücktes Haar wuscheln und den Makler irgendwie überzeugen, ihnen noch ein paar Minuten zu geben, damit sie einen kleinen Rundgang durch das Haus machen können. Grace beneidete ihn darum, wie leicht ihm das fiel. Er schaffte es ständig, alle mit seinem Charme um den Finger zu wickeln, und zwar auf so natürliche Art, dass er es selbst gar nicht merkte. Alle mochten Henry. Er strahlte Selbstbewusstsein aus, und jeder hatte ihn gerne um sich. Und Grace war glücklich, ja stolz darauf, weil er immer in ihrer Nähe sein wollte.

Sie trat vom Fenster weg. Wenn sie endlich in ihr eigenes Haus zogen, würde sie ihm jeden Tag sagen, wie sehr sie ihn liebte. Sie klemmte sich das Notizbuch unter den Arm und ging nach oben in das zweite Schlafzimmer sowie in den ausgebauten Dachstuhl weiter. Von der Dachluke aus konnte sie den Fluss Liffey sehen, der zu beiden Seiten von Lkws flankiert wurde, die vom und zum Hafen fuhren. Es hatte angefangen zu regnen.

»Das war's, Leute. Feierabend für heute!«

Sie spähte die Stufen zum Dachboden hinunter, wo der junge Immobilienmakler am Fuß der Treppe stand. Grace blickte erneut auf die Uhr: 17:59 Uhr. Wo steckte er bloß?

Draußen im Vorgarten rief sie ihn an, wurde aber direkt zur Mailbox weitergeleitet. *Dies ist der Anschluss von Henry Walsh, bitte hinterlassen Sie eine Nachricht.* Vergeblich hielt sie nach seinem Fahrrad Ausschau. Die letzten Nachzügler

strömten nach draußen auf die Straße, und der Makler schloss die Tür hinter ihnen ab. Grace zog ihre Kapuze herunter.

»Ich warte auf meinen Freund, er ist ein wenig spät dran.«

»Tut mir leid«, sagte der Makler und beugte sich nach vorne, um einen Regenschirm aus seiner Tasche zu ziehen. »Wir machen am Samstag noch mal einen Besichtigungstermin.«

Grace nickte und folgte ihm durch den Vorgarten auf die Straße. Als er ins Auto stieg, setzte sie sich an die Hauswand, und im Nu war ihr Hosenboden durchnässt, und der Regen tropfte ihr ins Gesicht.

Verflucht, Henry! Wo steckst du?

Der Regen wurde stärker. Grace zog die Kapuze fester zu und sah wieder auf ihr Handy: 18:07 Uhr. Sie stieß einen frustrierten Seufzer aus. Der Regen lief jetzt in einem dünnen Rinnsal über ihre Schultern. Grace setzte eine Miene maximaler Genervtheit auf. Damit Henry sich schuldig fühlen würde. Sie war klitschnass. Sie hoffte für ihn, dass er eine anständige Entschuldigung parat hatte. Und eine gute Erklärung für sein Zuspätkommen. Er hätte ja zumindest mal anrufen können. Er hätte …

Von oben ertönte ein Knall, als hätte jemand mit einem Peitschenschlag die Schleusen des Himmels geöffnet. Die grauen Wolken verdunkelten sich, und der Regen strömte unablässig herab. Sie hatte ein flaues Gefühl im Magen. Am Anfang ihrer Beziehung hatten sie so oft darüber gestritten, dass Henry inzwischen immer anrief, wenn er zu spät kam. Mit einem Mal war Grace von der schrecklichen Gewissheit erfüllt, dass irgendetwas nicht stimmte.

Mist!«

Der Fahrradfahrer neben ihm auf dem Radweg sah hoch.

»Hab was vergessen«, erklärte Henry dem Unbekannten, ehe er sein Fahrrad wieder anschloss und zurück zu seinem Büro joggte. Zwei Stufen auf einmal nehmend hechtete er die Treppe hoch und stützte sich auf dem Geländer ab.

»Hast du was vergessen?«

»Meinen Fahrradhelm. Grace killt mich, wenn ich ihn nicht aufsetze.«

Henry lief zur Garderobe, schnappte sich den grünen Kopfschutz aus seinem Fach und winkte der Empfangsdame zu. »Noch mal komme ich nicht zurück, versprochen.«

»Bis morgen dann«, rief sie ihm hinterher. »Und viel Glück mit dem Haus!«

Aber Henry war bereits im Treppenhaus und zog den Schal fester, während er die Treppen hinuntersauste. Seine Kleidung war quasi eine Hommage an Grace. Der knallige rote Schal, den sie ihm gestrickt hatte und den er liebte, und der grüne Helm, auf den sie bestand. Wenn er verunglücken oder sich verletzen würde, was würde dann aus ihr werden? In einer Beziehung war man nicht mehr nur für sich allein verantwortlich.

Henry hatte sich niemals so unvollständig ohne seine bessere Hälfte gefühlt wie an dem Tag, als er den Helm kaufte. Es war beängstigend, jemanden so sehr zu lieben, dass ein Weiterleben ohne den anderen schier unmöglich schien. Er hatte nie die richtigen Worte dafür gefunden, was er für Grace empfand, aber er versuchte, es ihr zu zeigen: indem er ihr großer Held war, einen Helm trug wie andere einen Ehering, und indem er nicht zu spät zur Besichtigung kam.

Er sah auf seine Armbanduhr: 17:35 Uhr. Okay. Wenn er kräftig in die Pedale trat und eine grüne Welle erwischte, konnte er es bis 17:50 Uhr schaffen. Er brauchte ohnehin nur zehn Minuten, um sich einen Eindruck zu verschaffen. Meist sogar weniger. Und sofern das Haus nicht deutlich besser war als die schamlos im Weitwinkel aufgenommenen Online-Fotos vermuten ließen, hing sein Herz noch immer an dem Haus in der Aberdeen Street.

Henry schloss zum zweiten Mal sein Fahrrad auf und stopfte die *Weihnachtsgeschichte* in seine Tasche. Deswegen war er das erste Mal ins Büro zurückgerannt. Grace und er lasen den Dickens-Klassiker momentan. Noch mal. Obwohl es Februar war. Henry hatte das Buch mit zur Arbeit geschleppt, da es genau die richtige Größe als Attrappe für das Projekt hatte, an dem sie gerade bastelten – aber er brauchte es dringend zurück. Denn heute Abend war er mit Vorlesen dran. Allerdings konnte Grace es sich abschminken, dass er noch mal in verteilten Rollen vorlas.

Er zog den Schal zurecht und fuhr los. Der Himmel hatte sich zugezogen, aber er hoffte, es nach East Wall zu schaffen, ehe der Regen losging. Zuerst wurde er in der Dame Street von einer Gruppe Touristen aufgehalten, die

in Zweierreihen vor ihm fuhren, dann musste er am College Green wegen einer Baustelle absteigen. Die Uhr an der O'Connell Bridge zeigte 17:44 Uhr an. Scheiße. Er würde über die Uferstraßen fahren. Weniger Ampeln, weniger Radfahrer. Er sah nach rechts, nach links, warf sich den wild flatternden Schal über die Schulter und bog gleichzeitig mit einem Sattelschlepper nach rechts ab.

Um diese Zeit waren die Uferstraßen immer mit Lkws vollgestopft, aber immerhin bewegten sie sich mit ihren riesigen dahinrollenden Rädern und Radmuttern so groß wie Henrys Kopf. Der Fahrradstreifen war frei. Henry fuhr schneller und berechnete seine Ankunftszeit neu: vermutlich 17:55 Uhr, wenn er einen Gang zulegte. Egal wie spät, Hauptsache, er wäre da. Er trat fester in die Pedale und spürte das Ziehen in den Oberschenkeln. Wenn Henry Grace etwas versprach, dann hielt er es auch. Er liebte sie. Fünf Jahre waren sie nun schon zusammen, und noch immer berauschte ihn dieses Gefühl, das seine Brust anschwellen ließ und ihm durch und durch ging: Er liebte sie, *verflucht noch mal!* Das würde er ihr sagen, sobald er ankam. Er sagte es ständig, aber er würde es ihr noch mal sagen. Er grinste in sich hinein. Sie würden das Haus in der Aberdeen Street kriegen und endlich richtig ihr gemeinsames Leben beginnen. Sein Herz schwoll an vor Glück und trieb ihn vorwärts, immer schneller. Er liebte dieses Gefühl; er radelte geradewegs zu ihr.

Ein Spritzer traf sein Handgelenk. Henry sah hoch. Er hatte nicht bemerkt, dass sich der Schal löste, hatte nicht das Zerren am Hals bemerkt, als der Wind, der ihn in der Luft hielt, abflaute und die Wolle in die Speichen geriet. Noch ein Spritzer, und noch einer.

Auf einmal verhedderte sich der Schal, den Grace abends, im Bus, in den Arbeitspausen für ihn gestrickt hatte, in den Speichen. Sie hatten sich letztes Jahr gegenseitig Selbstgemachtes geschenkt, da sie das Geld für das Haus brauchten. Für ihr gemeinsames Zuhause. Und nun musste er zusehen, wie sich Grace, ihr Zuhause und ihre beiden Leben, die so eng miteinander verflochten waren, auflösten, sich immer weiter um die Speichern wickelten, bis der Schal nicht mehr nachgab. Dann die Bremsen. Abrupter Stillstand. Doch er hatte sie nicht berührt.

Der Schal hatte sich in den Bremsen verheddert.

Das Rad geriet ins Trudeln, und er versuchte noch, sich mit den Füßen abzufangen, aber zu spät. Zu schnell, zu erpicht darauf, nicht zu spät zu kommen und Grace zu enttäuschen.

Aber es konnte nicht vorbei sein. Nicht für Grace und Henry. Für ihn vielleicht, aber niemals für sie beide. Und das war es, was ihm Halt gab. Was ihn noch immer Hoffnung schöpfen ließ, als sein Lenker nach rechts kippte, der Regen im Takt auf seine Knöchel trommelte, die vor lauter Anspannung und Schockstarre kreidebleich waren.

Sein Fahrrad überschlug sich, doch der Lkw kam stetig näher, und als ob nichts weiter sei, wurde er wie eine Chipstüte, die jemand achtlos auf die Straße geworfen hatte, überrollt. Um ihn herum nur Lärm und Dunkelheit, und dennoch schloss er die Augen, weil er wusste, dass es vorbei war und weil er sich davor fürchtete. Er gab auf. Er, der versprochen hatte, niemals aufzugeben. Der versprochen hatte, immer dort zu sein, wo sie war. Aber hier war keine Grace. Er war ganz allein, und er hatte Angst. Er schloss die Augen. Es tat ihm leid. Er liebte Grace, und es tat ihm unendlich leid.

Die Welt bebte wie bei einem Erdbeben, aber um ihn herum schien alles unverändert. Die Räder drehten sich weiter, der Regen strömte herab, und all seine Liebe stürzte mit ihm in die Leere. Es war zu spät. Er war von ihr gegangen.

Gegangen im Bruchteil einer Sekunde so kurz wie ein Wimpernschlag. Noch einmal sah er ihre Augen, die ihn durchschauten und ihn dennoch liebten. Ihre Augen. Grace.

EINIGE WOCHEN SPÄTER

1

Es gab wache Momente – das Geräusch, wenn Dad plötzlich den Staubsauger einschaltete und Mam schrie, dass Staubsaugen nur die Motten aufschreckte – aber den Großteil der ersten Wochen verbrachte ich in einem Dämmerzustand. Ich verließ weder das Bett geschweige denn das Haus meiner Eltern, wenn es sich vermeiden ließ. Meine sozialen Kontakte bestanden aus Mam, Dad, gelegentlichen Besuchen von Aoife und den drei anderen Trauernden, die ich jedes Mal traf, wenn ich Henrys Grab besuchte.

An dem Tag, an dem ich zu mir kam und wieder einigermaßen meine Außenwelt wahrnahm, hüpften meine Eltern vor Freude durchs Wohnzimmer wie Ureinwohner Amerikas, die den Regen bejubelten. Das Leben aller anderen war weitergegangen, nur meins und Henrys nicht. Die Erde drehte sich weiter, die Sonne ging weiterhin auf, und so sicher wie der Frühling auf den Winter folgte, waren die Motten zurückgekehrt.

»Hab sie! Hab ich dich doch, du kleines Mistvieh!«

Dad blieb wie erstarrt mitten im Wohnzimmer stehen – Knie gebeugt, Hände erhoben –, eine beeindruckende Yogahaltung für einen Mann mit Rückenproblemen – und Mam kniff die Augen zusammen und fixierte von der Couch aus oberhalb des Fernsehers einen Punkt in der Luft, denselben

Punkt, der auch meinen Dad in den Bann zog. Keiner von beiden sprach. Schließlich hatte *The Late Late Show* gerade angefangen. Es war 21:35 Uhr an einem Freitagabend.

»Du hast sie nicht erwischt, Arthur, schau! Schau! Da ist sie. Dadadadada! Schnellschnellschnellschnellschnell!« Mam sprang auf und nahm die bei der Familie McDonnell bevorzugte Pose ein, wenn es um die Vernichtung von Motten ging. »Da ist sie!«

»Wo?«

»Na da.«

»Wo?«

»Dadadadada!«

»Ich seh sie! Ich seh sie! Scheißvieh! Diesmal entwischst du mir nicht, Freundchen!«

»Das ist diese Bullenhitze.« Mam schnappte sich die zwei Zeitschriften von Dads Sessel und bewaffnete sich mit einer zusammengerollten *Heat* in der Linken und einer *House & Home* in der Rechten. »Der milde Winter und diese blöde Zentralheizung. Ich hab dir gesagt, dass es völlig unnötig ist, die Heizung im März einzuschalten, Arthur. Ich verstehe nicht, wieso du für deine Kleider nicht einfach den Trockner anstellst. Du kannst den Viechern auch gleich ein Willkommensschild hinhängen. Die Biester lieben Temperaturen über zweiundzwanzig Grad.«

Das war das vierte Jahr in Folge, dass unser Haus von Motten befallen war, und meine Mutter, die extra ihre Bibliothekskarte erneuert hatte, um sich über sie zu informieren, hatte endlich ihr potenzielles Spezialgebiet für eine Fernseh-Quizshow aufgetan.

»Also entschuldige mal, Sarah«, sagte mein Vater, der

durch die Kritik an seinen Haushaltsfähigkeiten vorübergehend von der Mottenjagd abgelenkt war. Seit er in den Ruhestand gegangen war, hatte Dad zwei Leidenschaften entwickelt: Häuslichkeit und Promi-Gossip. In jener Woche, in der er zum letzten Mal als Fahrlehrer tätig war, hatte er sich Lindsay Lohans Prozess live auf TMW in voller Länge angeschaut. Und war so besorgt um sie gewesen, dass er sich dem Putzen gewidmet hatte, um sich abzulenken. »Wenn du in einem Haus leben möchtest, in dem man einen Wintermantel tragen muss, wenn man aufs Klo geht …«

»Ich kann ihn ja sonst nirgendwo mehr anziehen, nachdem die Viecher zwei große Löcher am Arsch reingefressen haben!«

»Und wessen Schuld ist das? Wenn du ihn einfach ordentlich zurückgehängt hättest, wie ich es dir gezeigt habe, unter die Plastikschutzhülle, die ich extra bei der Reinigung besorgt habe, aber nein, du musstest ihn ja unbedingt überall herumliegen lassen …«

»Ich seh sie! Arthur! Da!«

»Pst«, befahl Dad und legte den Kopf schräg, so wie Patch früher, bevor er taub geworden war und vergessen hatte, dass er Ohren besaß.

»Als ob die uns hören könnten, Arthur.« Mam verdrehte die Augen und versuchte mich in die Unterhaltung einzubinden. Aber ich war noch immer damit beschäftigt, mich wieder in meinem Leben zurechtzufinden.

Meine Unabhängigkeit hatte ich in dem Moment aufgegeben, als ich pitschnass und mit einer bösen Vorahnung an unserer Wohnung ankam und vor der Haustür zwei Polizisten warteten. »Grace McDonnell?« Ich hatte es sofort gewusst. Nicht wegen ihrer Worte, sondern wie sie dastanden,

die Schirmmützen in der Hand, als ob sie bereits bei der Beerdigung seien.

Es war erstaunlich, wie lange man alles um einen herum ausblenden konnte, wenn nichts mehr wichtig war. Als ich im Haus meiner Eltern aus meiner Apathie erwachte, hatte ich den Eindruck, als wäre ich in einem Irrenhaus.

»Pst!« Dad rückte seine Brille zurecht, und sein Blick huschte von dem Punkt oberhalb des Fernsehers zu der Stelle über meinem Kopf. »Ich muss mich konzentrieren.«

Mam verdrehte die Augen. Dann hielt sie sich ihre eigene Brille vor die Nase.

»Da! Arthur, hinter dir!«

»Sie wird doch wohl nicht, doch! Sie ist … entschuldige, Süße.« Dad kletterte auf meinen Sessel und quetschte dabei das Buch, das zugeklappt auf der Lehne lag.

»Schnapp sie dir, Arthur. Los schon, schnapp sie dir! Hol dir dieses Drecksvieh!«

»Mam!«

Sie tat ihre untypische Ausfälligkeit mit einem Achselzucken ab. »Ich wollte nur testen, ob du noch anwesend bist, Süße.«

»Und … KLATSCH!« Dad zog seine Handfläche von der mintgrünen Tapete ab und präsentierte sie uns stolz. »Wer sich mit den McDonnells anlegt, der – wird – plattgemacht!«

Beide quietschten und begannen erneut ihren kleinen Freudentanz um den Wohnzimmerläufer. Es war jedes Mal aufs Neue seltsam und erinnerte mich daran, wie vernarrt beide ineinander waren. Sie hatten sich dieses Leben hart erarbeitet und verdienten es, ihren Lebensabend zu genießen.

In diesem Moment stand ich auf – ein Anblick, den sie nicht mehr von mir kannten, außer man hatte mir gut zugeredet – und erklärte, dass es an der Zeit war, nach vorn zu schauen. Das Haus in der Aberdeen Street stand bereit; ich hatte den Vertrag letzte Woche unterschrieben und musste nur die Schlüssel abholen. Henrys Eltern hatten auf dem Hauskauf bestanden. Sie wollten seine Einlagen nicht, und mit seiner Lebensversicherung konnte ich die Raten im ersten Jahr abdecken.

Mam sagte, es sei noch zu früh; Dad sagte, ich würde ihnen fehlen, vor allem meine Adleraugen beim Aufspüren von Larven. Aber ich musste gehen. Jedes Mal, wenn ich sie ansah, verspürte ich das Bedürfnis, mich für jede neue Falte zu entschuldigen, die sich in ihr Gesicht grub.

Innerhalb einer Woche hatten wir meine Sachen in das Reiheneckhaus in der Aberdeen Street gebracht, von dem ich nach wie vor als »unser Haus« sprach. Das Einzige, das bislang ausgepackt war, war die Plastiktüte mit Mänteln und Schals, die an den Spitzen des Tors hängen geblieben war, als Dad sie hereintrug. Ihr Inhalt hatte sich über den halben Flur entleert, und auch zehn Tage später hatte ich noch immer nicht die Kraft gefunden, die Sachen aufzusammeln.

In der ersten Nacht, die ich im Haus verbrachte, vermeinte ich, Henry zu hören. Ihn stets und ständig vermeintlich zu sehen war nichts Neues. Jedes Mal, wenn ich rausging, war ich überzeugt, ihn irgendwo zu entdecken, aber es war das erste Mal, dass ich seine Stimme hörte. Ich war im Garten hinterm Haus gewesen, um nachzuschauen, ob die Tür, die vom Schuppen zum Weg führte, abgeschlossen war. Ich zog an dem eisernen Riegel, um sicherzustellen, dass er fest saß, als sein Lachen erschallte.

Sofort zog ich meine Hand zurück, als ob ich mich verbrannt hätte. Ich rührte mich keinen Zentimeter. Ich schwöre, es war Henrys Lachen.

Mein Herz klopfte heftig, und mir wurde übel, doch ich achtete nicht darauf. Ganz still stand ich da, wie eine Statue, und wartete vergeblich darauf, dass es erneut erklang. So blieb ich stehen, bis ich vor Kälte anfing zu zittern und widerwillig hineinging.

Es gab Tage, an denen meine einzige soziale Interaktion darin bestand, im Laden an der Ecke mit dem Mann mit dem chinesisch-Dubliner Akzent zu reden, der sich Pat nannte, in Wirklichkeit aber Xin hieß. Wenn ich bei ihm Brot und Käse kaufte, machte er manchmal eine Bemerkung, stellte aber nie Fragen.

»Sie sind wie ein Vampir«, sagte er einmal und reichte mir den Brie und das Baguette.

»Weil ich so blass bin?«

»Weil Sie nur nachts rauskommen.«

Meistens saß ich aber einfach in meinem Haus auf dem Fußboden im Flur neben dem Haufen Mäntel und beobachtete, wie mein Handy aufleuchtete. Die Anrufe meiner Mutter ignorierte ich jetzt bereits seit drei Tagen. Ich wusste, was sie von mir hören wollte: »Ja, mir geht's schon viel besser heute.« Aber das wäre gelogen gewesen. Ich erwog, mich einfach wieder zurück auf den Stapel aus Wolle-, Jeans- und Baumwolljacken zu legen. Die Müdigkeit wollte einfach kein Ende nehmen.

Als das Telefon aufhörte zu klingeln, wartete ich auf das »Pling«. Der Bildschirm leuchtete erneut auf: *Sie haben neun neue Mailboxnachrichten*. Ich wusste, dass sie nur helfen wollte, so wie Dad, als er sich anbot, mir eine Kleiderstange

für meine Mäntel zu kaufen. Anpacken, was man nicht in Worte packen kann. Genau wie Henry. Der helle Lichtschein schwand, und der Flur lag wieder im Dunkeln. Über mir in der Fassung steckte keine Glühbirne, aber das war mir ganz recht so. Es erinnerte mich an Ebenezer Scrooge, der im Dunkeln in seinem Haus umherstreifte, weil er zu geizig war, um Lampen zu kaufen.

Beinahe alles, was Henry an dem Tag bei sich gehabt hatte, als er von einem Sattelschlepper auf dem Rückweg von seiner Rübenzuckerlieferung überrollt wurde, war vernichtet. Nur sein ölverschmierter Rucksack und eine wie durch ein Wunder unbeschädigt gebliebene Ausgabe der *Weihnachtsgeschichte* waren mir geblieben. Wir hatten uns vor dem Schlafengehen oft gegenseitig vorgelesen, und kurz vor seinem Tod war es eben die *Weihnachtsgeschichte* gewesen. Henry war miserabel darin, in verteilten Rollen zu lesen, aber ich ließ ihn trotzdem gewähren. Wenn er Bob Cratchit mimte, hielt ich mir jedes Mal den Bauch vor Lachen. Die *Weihnachtsgeschichte* lasen wir jedes Jahr, aber nie zur Weihnachtszeit. Viel zu klischeehaft.

Ich saß mit angezogenen Knien an der Wand und öffnete das Buch an der entsprechenden Stelle. Ich hielt es so, dass Licht vom Wohnzimmer auf die Seite fiel, damit ich den Text entziffern konnte.

»Dunkelheit ist billig und das Billige liebte Scrooge«, las ich in die Leere und erschrak vom Klang meiner eigenen Stimme. Es war bereits einige Zeit her, seit ich zuletzt gesprochen hatte. »Aber ehe er seine schwere Tür zumachte, ging er durch die Zimmer, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Er erinnerte sich des Gesichts noch gerade genug, um das zu wünschen.«

Vor meiner Haustür waren Menschen unterwegs: auf dem Weg von der Arbeit nach Hause, zum Einkaufen, zu einer Joggingrunde im Park. Aber ich blieb im Flur sitzen. In allen anderen Räumen warteten Taschen und Kisten, im Wohnzimmer Decken und Kissen, in unserem Schlafzimmer Klamotten, im Arbeitszimmer Bücher und in der Küche Geschirr, Töpfe und Pfannen. Ich brachte es nicht über mich, irgendetwas davon auszupacken. Ich konnte nicht einmal im selben Raum sein. Also blieb ich wo ich war, im Dunkel, dort wo Henry mich zurückgelassen hatte.

Ich hätte alles hergegeben, um ihn wieder zurückzubekommen: das Haus samt allem Drum und Dran, ein Bein oder gleich beide Beine, meinen Geschmackssinn. Ich hätte die letzten zwanzig Jahre meines Lebens ausgelöscht. Ich hätte dabei zugesehen, wie ein Fremder vor meinen Augen stirbt.

Ich hätte dabei zugesehen, wie meine Eltern sterben.

Ich grub die Fingernägel so lange in meinen Arm, bis die Einkerbungen erst nach einiger Zeit verschwanden. Zu all dem Schmerz und der Sehnsucht gesellte sich nun auch noch ein neuer Anfall von Schuldgefühlen. Ich schloss die Augen, bis die Übelkeit nachließ. Aber nun, da ich die Bilder einmal heraufbeschworen hatte, konnte ich nicht mehr damit aufhören. Selbst wenn ich die Augen öffnete, sah ich es.

Ich sah, wie er auf dem Rad dahinraste, aus Sorge, ich wäre sauer auf ihn, wenn er zu spät käme, und dieser blöde Schal, den ich ihm gestrickt hatte und auf den er gut achtgab. Ich sah, wie die rote Wolle sich in den Speichen seines Fahrrads verfing und sich mit jeder Drehung mehr verhedderte, bis ihn der Lkw unter sich begrub. Ich hörte das

durchdringende Knacken, als seine Knochen zu Mehl zermalmt wurden, und das Schmatzen wie von Schuhsohlen im Matsch, als seine Innereien zerquetscht wurden. Vor allem aber sah ich das Rot, wie es sich drehte und drehte, immer und immer wieder, eine ununterscheidbare Mischung aus Schal und Blut und Eingeweiden.

»Warum hast du nicht aufgepasst, wo du hinfährst?«

Die darauf antwortende Stille hallte im Flur von den Wänden wider und dröhnte in meinen Ohren.

»Wieso bist du nicht langsamer gefahren? Hmm? Wieso nicht?«

Ich erinnerte mich an den Moment, als ich ihn zum letzten Mal sah: Er war gerade dabei gewesen, unsere Wohnung zu verlassen, und erkundigte sich an der Tür mit einem Lächeln in seinem großen Gesicht, wie das Wetter werden würde, und ich antwortete, es würde windig werden und … Nein. Nein. Nein. Nein. Ich durfte den Gedanken nicht zu Ende denken.

»Henry! Ich rede mit dir. H…«

Sein Name blieb mir im Hals stecken. Ich vermisste seine Umarmungen, seinen Geruch, seine Anwesenheit. Es machte mich wütend, dass er nie antwortete, wovon ich nur noch mehr Halsschmerzen bekam.

»Es tut mir leid, okay?«

Noch immer keine Antwort.

»Henry!«

Es war weniger eine Aussage als vielmehr ein Flehen. Die Verzweiflung in meiner Stimme ließ mich zusammenzucken. Einen Toten durch Jammern und Nörgeln zum Zurückkehren zu bewegen hatte noch nie geklappt.

»Ich hab doch gesagt, dass es mir leidtut.«

Doch die einzige Antwort kam von der anbrechenden Nacht. Das Surren und Klicken, als die Straßenlaternen am Ende der Aberdeen Street angingen. Als mein Handy aufleuchtete, schob ich es weg, ließ meinen Körper zur Seite sacken, und obwohl ich in die Kapuze einer Steppjacke schluchzte, dauerte es nicht lange, bis ich vom Schlaf übermannt wurde. Ich war erschöpft. Und bereits davongedöst, noch ehe das »Pling« der zehnten Mailboxnachricht meiner Mutter ertönte.

2

Grace erzählt diese Geschichte immer gerne, um zu zeigen, was für ein Trottel ich war.«

»Nicht Trottel. Eher … megapeinlich.«

»Super. Viel besser.«

»Wir haben uns als Teenager kennengelernt. Henry wohnte in derselben Siedlung wie ein Mädchen aus meiner Schule, sodass ich ihn ab und zu bei Hauspartys traf. Einmal haben wir uns sogar geküsst, als wir ›Wahrheit oder Pflicht‹ gespielt haben, auch wenn sich Henry hinterher beschwerte, dass ich diejenige war, die ›Pflicht‹ bekommen hatte, und er nicht einsah, weshalb er darunter zu leiden hatte.«

»Ich habe bestimmt nicht ›leiden‹ gesagt.«

»Aber dann vor ein paar Jahren, sind wir uns zufällig an Heiligabend in meinem Stammlokal begegnet. The Back Bar. Henry geht dort jedes Jahr zu Weihnachten hin, während ich normalerweise bei meiner Oma bin. Aber in jenem Jahr war sie in England, sodass ich bei meinem Onkel übernachtet habe. Es ist also Heiligabend, und ich gehe mit Aoife in den Pub.«

»Du hast Aoife neulich bei Grace' Geburtstag kennengelernt.«

»Ziemlich dunkle, ganz glatte Haare. Ja, genau, das ist sie. Die hat sie mütterlicherseits geerbt. Jedenfalls gehen Aoife und ich also in die Back Bar, und das Lokal ist gerammelt voll. Aber kurz darauf entdecke ich Henry an der Bar, der alle anderen um einen halben

Kopf überragte. Er war mit einer größeren Gruppe da, darunter auch Claire Maguire, besagte Schulkameradin von mir. Bei ihr haben auch all die Hausfeten stattgefunden, als wir Teenager waren. Jedenfalls gehe ich mit Aoife rüber, und wir quatschen Claire an von wegen, dass wir uns so lange nicht gesehen hätten und was sie inzwischen macht, aber in Wirklichkeit habe ich die ganze Zeit über Henry im Blick. Und wie ich merke, schaut er auch zu mir rüber.«

»Ich habe nur ein Auge auf mein Bier geworfen.«

»So geht das jedenfalls eine ganze Weile. Da Claire keinerlei Anstalten macht, uns vorzustellen, und ich keine Ahnung habe, wie ich mit ihm ins Gespräch kommen soll und der Barkeeper kurz davor ist, zur letzten Runde zu läuten, schiebe ich Panik. Aoife muss das mitbekommen haben, auch wenn ich nichts in der Richtung zu ihr gesagt habe, aber sie wusste, dass ich Henry all die Jahre gut fand.«

»Dürfte am besten Kuss ihrer ganzen Jugend gelegen haben.«

»Wohl eher an der dürftigen Ausbeute in Dubliner Vororten. Jedenfalls. Plötzlich meint Aoife: ›Johnny Connors! Bist du das? Oh Gott, das ist doch tatsächlich Johnny Connors!‹ Und Henry so: ›Ähm, nein. Bin ich nicht.‹«

»Ich rede überhaupt nicht so.«

»Und Aoife darauf: ›Bist du sicher?‹ So nach dem Motto: Bist du sicher, dass du der bist, für den du dich ausgibst? Aoife hat einfach improvisiert. Jedenfalls meinte er: ›Nein, da musst du mich wohl mit jemandem verwechseln.‹«

»Du tust so, als würde ich wie Pater Fitzgerald reden.«

»Wer?«

»Aus Father Ted. Der Priester mit der einschläfernden Stimme.«

»Ach so. Haha. Du klingst tatsächlich ein bisschen wie er. Jedenfalls meint Aoife plötzlich: ›Grace, ist der Typ nicht Johnny Connors wie aus dem Gesicht geschnitten?‹ Und ich denke so: ›Wer zum

Henker ist Johnny Connors?‹ Jedenfalls ich daraufhin: ›Nein, das ist doch Henry Walsh.‹ Was peinlich war, denn ich hätte mich eigentlich gar nicht an seinen Nachnamen erinnern dürfen, immerhin war es Jahre her.«

»Keine Lippen der Welt würden einen solchen Kuss vergessen.«

»Es war relativ offensichtlich, dass ich ihn bei Facebook gestalkt hatte. Ich glaube, du warst ziemlich geschmeichelt, dass sich ein Mädchen an deinen Namen erinnerte, und hast dich wie der Big Star gefühlt. Big Star in der Back Bar.«

»Jedenfalls ist das die Geschichte, wie wir uns kennengelernt haben.«

»Immer langsam mit den jungen Pferden, Johnny Connors. Das ist noch lange nicht die ganze Geschichte.«

»Doch, ist es. Wir haben genug gequatscht. Lass die Leute endlich mal essen.«

»Jedenfalls sind wir endlich ins Gespräch gekommen, aber inzwischen hat der Pub zugemacht, und Henry meint, er würde mich zum Haus meines Onkels begleiten ...«

»Ist das das Hauptgericht?«

»... was nur drei Minuten die Straße runter war, aber okay, und ich so: ›Ja, gerne. Danke.‹ Wir kommen also am unteren Ende meiner Straße an, und Henry lässt sich meine Telefonnummer geben, und es ist klar, dass jetzt gleich die berühmte Kuss-vor-der-Haustür-Szene kommt, aber ich habe keinen Bock darauf, weil ich mich dann fühle, als würde ich einfach nur einem Drehbuch folgen, also laufe ich die Straße zurück, auf mein Haus zu, und sage so: ›Dann bis bald mal‹. Und Henry so: »Äääh ...«

»So klinge ich überhaupt nicht.«

»... und überlegt ganz offensichtlich krampfhaft, was er sagen soll, also laufe ich langsamer, und als ich gerade in den Garten vorm Haus einbiegen will, sagt er ... er ... er so ...«

»Schaut sie euch an. Da sitzt die angebliche Liebe meines Lebens und lacht sich so scheckig, dass sie nicht einmal mehr die Worte herauskriegt.«

»Er so ... sorry, ich hab's gleich ... Ganz ruhig, Grace. Reiß dich zusammen. Okay. Ich geh also beim Gartentor rein, und er ruft mir in seiner Pater-Fitzgerald-Stimme hinterher ...«

»Na super. Noch ein neues Detail.«

»Er ruft also ...«

»Jetzt aber.«

»Wir können uns ja mal zum Mittagessen treffen!«

»Du liegst gleich auf dem Boden, Grace. Der Kellner wird denken, du hättest dich an irgendwas verschluckt.«

»Wir können uns ja mal zum Mittagessen treffen! Wer sagt denn so was, bitte?«

»Es ist gar nicht so witzig, wie du denkst.«

»Hattest du etwa deinen Kalender dabei, oder wolltest du dir den Termin gleich zu Hause eintragen?«

»Da sieht man mal, wie viel Freude es ihr bereitet, mich zu demütigen. Alles in Ordnung, Grace? Kriegst du noch Luft?«

»Wir können uns ja mal zum Mittagessen treffen! O Gott, das ist so lustig. Da dachte ich, ich wäre in so einem kitschigen Liebesfilm gelandet, aber Henry dachte ganz offensichtlich, wir seien an der Wall Street.«

»Sie schäumet gar über vor Liebe.«

»Hast du damals mit allen Mädels Termine fürs Mittagessen ausgemacht, oder war das nur bei mir so?«

»In Ordnung, Liebling. Tief durchatmen. Du kriegst sonst Seitenstechen.«

3

Ich hab dir doch gesagt, wir hätten vorher anrufen sollen. Sie wird wenig begeistert sein, wenn wir sie so überfallen.«

»Ich habe angerufen, Arthur, aber sie geht ja nicht ran. Du bist viel zu gutmütig. Was das Mädchen braucht, ist liebevolle elterliche Strenge.«

Ding-Dong!

Für den Bruchteil einer Sekunde verworrene Glücksgefühle, ehe mich die vertraute Erkenntnis einholte, dass ich allein auf einem Haufen Mäntel lag. Die Stimmen kamen nicht aus meinem Traum. Sie waren real und vertraut und keinen Meter entfernt.

»Von mir aus kann sie mich so viel ignorieren wie sie will, aber sie kann nicht die Realität ignorieren. Sie kann es sich nicht erlauben, zu spät zu kommen, noch dazu am ersten Tag, den sie wieder arbeiten geht ...«

»Wir sind drei Stunden zu früh dran, Sarah. Sie wird bestimmt nicht zu spät zur Arbeit kommen.«

»Hast du schon vergessen, wie sie das letzte Mal ausgesehen hat? Sie braucht mindestens drei Stunden, um sich herzurichten, oder das Gesundheitsamt macht den Laden dicht, ehe sie überhaupt den Ofen angestellt hat.«

Ding-Dong! Ding-Dong!

»Grace!« Ich erstarrte, als der Briefschlitz aufklappte.

Schnell rutschte ich näher zur Wohnungstür, damit das Augenpaar – wem auch immer es gehörte, vermutlich Mam, Dad hat sich seit 1997 nicht mehr gebückt – mich nicht erspähte. So nah, bis ich mit dem Rücken an der Tür saß. Ich war praktisch Tom Cruise in *Mission Impossible* in der Szene, als er versucht, der Sensorerkennung zu entgehen.

»Grace? Ich bin's, deine Mutter.«

Stille. Dann leises Gemurmel von Dad: »Als ob sie das veranlassen würde aufzumachen.«

»Halt den Mund, du …«, fauchte meine Mutter zurück.

»Du hinterlässt Fingerabdrücke auf dem Briefschlitz.«

»Suchst du nach einem Scheidungsgrund, Arthur McDonnell?« Die Scharniere quietschten, als Mam erneut den Briefschlitz aufdrückte. »Grace, wir hatten uns überlegt, dass wir dich am ersten Tag zur Arbeit begleiten könnten. Nur um sicherzugehen, dass alles gut anläuft. Und wir wollten dich mal wieder sehen, Süße. Du … du fehlst uns.«

»Wir haben ein paar Sachen von Henry dabei.« Dad räusperte sich. »Seine Eltern haben sie vorbeigebracht; er hatte sie im Haus gelassen, und sie dachten, du würdest sie vielleicht gerne haben. Es ist nicht viel … nur ein paar CDs, ein Hemd, das aussieht, als sei es für ein Mädchen …«

Wieder war verstohlenes Flüstern zu hören, das aber zu leise war, um es zu verstehen.

»Entschuldige. Ein buntes T-Shirt.«

Ich schloss die Augen, um das unfreiwillige Holpern in meiner Magengrube zu beruhigen. Mir waren so wenige seiner Sachen geblieben. Das meiste hatten sie an wohltätige Läden weggegeben in jenen Wochen, als ich schlafwandelnd und wie benommen durch mein Elternhaus geisterte. Der Kapuzenpulli, den ich jetzt seit drei Wochen trug, und eine

Jacke, die sich zwischen meine verirrt hatte, waren alles, was ich noch hatte. Ich holte tief Luft und stand auf.

»Da bist du ja«, sagte Dad erfreut, als ob ich nur länger im Bad gebraucht hätte, und nicht als ob er mich gerade hinter dem Buntglas hatte vom Fußboden hochkommen sehen. »Du siehst … Also jedenfalls ist es schön, dich zu sehen.«

Ich zupfte an meinem Kapuzenpulli und spürte meinen fettigen Pferdeschwanz am Hinterkopf. Meine Eltern traten durch die Tür und gaben mir beim Hereinkommen ein Küsschen auf die Wange. Sie blickten auf den Stapel aus Mänteln und Jacken am Boden, der den Abdruck eines menschlichen Körpers verriet, sagten aber nichts. Ich glaube, meine Mutter brachte es nicht über sich. Es musste also erst die große Liebe ihrer Tochter sterben, damit sich Eltern jegliche Kommentare verkniffen.

»Du weißt, dass du ab heute wieder arbeiten gehst, oder?«, fragte Mam mit sorgenvoller Miene.

»Natürlich weiß ich das. Ihr müsst euch wirklich keine Sorgen machen.«

»Ich mache mir gar keine Sorgen. Ich bin ganz entspannt. Stimmt's, Arthur? Bin ich doch? Ganz entspannt?«

»O ja, deine Mutter war völlig entspannt.«

»Siehst du?«

»Gestern Abend habe ich zu ihr gesagt: ›Sarah, sollen wir Grace anrufen, um uns für morgen anzukündigen?‹ Und sie fragte darauf nur: ›Wen?‹ Ich habe ihr dann versucht zu erklären, dass du unsere Tochter bist, aber sie konnte mich nicht hören, so laut liefen ihre Bob-Marley-Platten. Deine Mutter ist so locker, dass ihre Gliedmaßen abzufallen drohen.«

Mam drehte ihm den Rücken zu. »Wir hatten uns überlegt, dass wir dich hinfahren könnten, Grace. Wir warten einfach so lange, wie du duschst und dich fertig machst.«

»Ich muss gar nicht duschen. Ich wollte einfach …«

»Das war keine Frage, Grace. Sondern ein Befehl, im berechtigten Interesse der Einwohner Dublins. Wir haben dir auch Shampoo mitgebracht.«

»Ich habe Shampoo!«

Sie warf mir einen skeptischen Blick zu und sah dann zu Dad, der eine Flasche L'Oreal-Irgendwas aus der Drogerietüte hervorzog, die er in der Hand trug. »Ta-Da!«

»Und Spülung.«

»Uuuh …« Dad zog eine weitere Flasche aus der Tüte.

»Und einen Rasierer.«

»Ahhh …«

Ich nahm alles entgegen und warf Mam einen Blick zu. »Du und dein charmanter Assistent könnt hier warten.«

4

Dad fuhr, während Mam auf der Rückbank saß, damit ich vorne auf dem Beifahrersitz sitzen konnte. Dieselbe Sitzordnung wie früher, wenn ich als Kind krank war. Dadurch fühlte ich mich, als würden sie mich zum Arzt fahren. Dad machte eine Bemerkung über einen weißen Transporter, der schief eingeparkt am Ende der Straße stand, woraufhin ich ihm erzählte, dass er immer dort stand, was Dad mit einem »Tsss« quittierte. In seiner Zeit als Fahrlehrer waren ihm Falschparker ein besonderer Dorn im Auge gewesen.

»Weißt du, wem der Wagen gehört?«, fragte er.

»Hab von den Nachbarn noch keinen kennengelernt.«

»Jemanden, der nicht mal die Geduld besitzt, richtig zu parken, sollte man gar nicht erst auf die Straße lassen.«

Dad schaltete das Radio ein und sang mit. »Das sind Little Mix«, erklärte er mir, »in dem Lied geht es um Zayn; er war mal mit einer von ihnen zusammen«. Mam fragte mich aus: Ob ich mich freuen würde, wieder zur Arbeit zu gehen? Was heute auf der Speisekarte stand? Ob ich glaubte, dass mir die Arbeit guttun würde?

Aber mir war nicht nach Reden zumute, sodass sie einfach den Arm nach vorne zu mir ausstreckte, meine Hand drückte und in einen Monolog über Motten verfiel.

»Heute Morgen im Radio haben sie gesagt, dass es momentan eine Epidemie in ganz Dublin gibt. Sie haben so einen Typen interviewt, der einen Haushaltswarenhandel in Cabra führt und der meinte, alle Mottenkugeln seien ausverkauft, und die nächste Lieferung käme erst in einer Woche. Daraufhin hab ich an die Nummer der Sendung eine SMS geschickt, dass es noch welche bei McGowan's in der Blackroad Road gibt ...«

»Die Nachricht hast du mir geschickt«, sagte Dad, die Augen noch immer auf die Straße geheftet.

»Wirklich? Ach, egal, scheiß drauf! Das passiert mir ständig. Letzte Woche wollte ich per SMS meinen Termin für den Brust-Check bestätigen und hab sie aus Versehen an deinen Vater geschickt.«

Dad begann zu kichern.

»Dr. Liebe würde gerne mit Ihnen einen Termin für eine private Untersuchung im Schlafzimmer vereinbaren, bitte tragen Sie ...«

Mam zog ihm die Ohren lang. »Die haben einen Wissenschaftler interviewt, der meinte, es könne am Klimawandel liegen, aber der Radiomoderator ist einer von diesen Klimawandelleugnern, sodass die ganze Diskussion aus dem Ruder lief und ...«

Als wir die Aberdeen Street verließen, streiften wir den Phoenix Park und fuhren runter in den lärmenden Verkehr auf den Uferstraßen der Innenstadt. Egal, wo ich hinging, überall sah ich Henry – an allen Orten, an denen wir gewesen waren, und an all den Orten, von denen ich nicht wusste, ob er je dort gewesen war. Ich entdeckte ihn in der Kolonne aus Radfahrern, die in den Park abbogen, in den Menschentrauben an den Bushaltestellen, in den einsamen